Zeitschrift: Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO
Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe SKOS
Band: 117 (2020)
Heft: 4

Artikel: "Fortschritt bedeutet, den Kreis der Solidarität ausweiten"
Autor: Lüscher, Jonas / Hess, Ingrid
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-914177

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Fortschritt bedeutet, den Kreis der Solidarität auszuweiten»

INTERVIEW Jonas Lüscher ist einer der renommiertesten Schriftsteller der Schweiz. Der Wahl-Münchner ist aber auch politischer Beobachter und Kommentator. Für seinen Roman «Kraft» erhielt er 2017 den Schweizer Buchpreis. In seinem neusten Band «ins Erzählen flüchten» schreibt Lüscher über die politische Bedeutung der Literatur. Die Corona-Krise ist für Lüscher, der selbst schwer an Covid-19 erkrankte, ein Brennglas für die Schwächen des gesellschaftlichen Systems.

«ZESO»: Herr Lüscher, seit wir zum ersten Mal Ende Februar miteinander gesprochen haben, ist viel passiert. Die Schweiz war wie viele andere Länder auch wochenlang im Shutdown. Sie selbst lagen sieben Wochen als Folge Ihrer Covid-19-Erkrankung in einem künstlichen Koma. Schön, sind Sie wieder gesund.

Jonas Lüscher: Danke, ich hatte Glück. Oder besser: Glück im Pech.

Corona prägt unser Leben seit Mitte März massgeblich. Hat diese Krise die Gesellschaft grundlegend verändert?

Wir stecken ja noch mitten drin, deshalb ist es noch zu früh, das jetzt schon abschliessend zu beurteilen. Aber was sich jetzt schon zeigt, ist, dass die Krise wie ein Brennglas funktioniert und die Stärken und Schwächen unser Gesellschaft und unseres politischen Systems offen legt. Sie zeigt, wie wichtig die Solidarität und ein funktionierender Sozialstaat sind, denn auch in dieser Krise sind es die Armen, die am meisten unter den Auswirkungen leiden. Mich beschäftigt aber auch, was es mit uns als Gesellschaft macht, wenn jeder Mitmensch eine potentielle Gefahr darstellt. Das ist, finde ich, eine fast unerträgliche Art miteinander zu leben.

Für das Retten von Leben waren wir bereit, auf sehr vieles zu verzichten und auch Wohlstand preiszugeben. War oder ist das Verhalten vieler Menschen während der Corona-Krise ein Zeichen des Wiederauflebens des Solidaritätsgedankens?

Es war tatsächlich erfreulich festzustellen, dass man sich ganz sicher war, dass es jetzt darum gehen muss, Leben zu retten, und wirtschaftliche Interessen hintangestellt wurden. Das zeigt, dass so etwas möglich ist und die sonst üblichen austeritätspolitischen Argumente Humbug sind. Staaten – allen voran die Schweiz – haben sehr viel Geld zur Verfügung, wenn sie wollen.

Sie sind Botschafter der Charta Sozialhilfe Schweiz und sagten: «In der Sozialhilfe findet der grundlegende Gedanke einer solidarischen Gesellschaft seinen Ausdruck. Sie ist nicht nur ein wichtiges Instrument gegen die Verelendung und eine Garantie für die Teilhabe an der Gesellschaft, sie definiert auch, welche Art von Gemeinschaft wir sein wollen.» Was genau meinen Sie damit?

Es sagt viel über eine Gemeinschaft aus, ob sie einen starken Sozialstaat hat oder eben nicht. Wir sind doch in unserem Leben sehr von schicksalhaften Umständen abhängig: In welche Umstände ich hineingeboren werde, vor allem in welches Bildungsmilieu; komme ich gesund auf die Welt oder vielleicht mit einer Behinderung, wurde ich mit schönen Talenten ausgestattet, mit einem gewinnenden Aussehen, mit Klugheit gesegnet? Das sind Dinge, zu denen wir nichts beizutragen haben, und die doch unser Leben so stark definieren. In Gesellschaften, die keinen Sozialstaat haben, bleibt das Schicksal stark bestimmend für das eigene Leben. In Gesellschaften mit Sozialstaat gelingt es doch, dem Schicksal dann und wann ein Schnippchen zu schlagen. Mit einem Sozialstaat können wir nicht alle Schicksalsschläge verhindern, aber ihre Auswirkungen zumindest häufig abschwächen.

Der Sozialstaat ist eine junge Errungenschaft, aber er ist doch heute hierzulande nicht wirklich in Frage gestellt.

Bilder: Palma Fiacco

«Ich glaube ehrlich gesagt, dass schon alleinerziehende Schweizer Mütter für manche ein Problem sind.»

Eine Selbstverständlichkeit ist er trotzdem nicht. Er musste hart erkämpft werden und in vielen Ländern Europas bestehen starke Gegenbewegungen. Schauen Sie nach Österreich, nach Grossbritannien, aber auch in die USA. Wir sollten uns nicht auf der sicheren Seite fühlen.

Personen, die auf Sozialhilfe angewiesen sind, werden in der Öffentlichkeit mehrheitlich negativ dargestellt. Warum?

Es ist eben eine Frage, welches Menschenbild wir pflegen. Und die Rechtspopulisten haben es hierzulande geschafft, ein ganz altes Menschenbild – das vom faulen Sozialhilfeempfänger – aus der Mottenkiste zu holen, und dazu haben sie noch ein neues Schreckensbild geschaffen, das vom eben so faulen Sozialarbeiter und Lehrer. Menschenbilder verändern sich zum Glück durch die Geschichte. Es gab eine Zeit, in der sowieso jeder seinen von Gott zugedachten Platz hatte – da war Gleichheit noch nicht einmal ein Ideal. Erst mit der französischen Revolution hat sich der Mensch neu erfunden, als Individuum unter gleichen in Freiheit und Solidarität. Dennoch hat ein konservatives Menschenbild überdauert, in dem der Arme an seinem Elend irgendwie selber Schuld sein muss – nicht fleissig genug, nicht gottesfürchtig genug, nicht brav genug. Auch einem solchen Armen standen ein paar Almosen zu, aber eben nur aus Mildtätigkeit. Die Realität einer solidarischen Gesellschaft, in der man gemeinsam dem Schicksal trotzt, ist eine relativ neue – und sie ist eben keinesfalls selbstverständlich und muss immer wieder gegen alte Narrative verteidigt werden.

Überdurchschnittlich viele Sozialhilfebeziehende haben Migrationshintergrund. Würde die Sozialhilfe weniger kritisch betrachtet, wenn sie nur Schweizerinnen und Schweizern zugute käme?

Ich glaube ehrlich gesagt, dass schon alleinerziehende Schweizer Mütter für manche ein Problem sind.

→

«Die Realität einer solidarischen Gesellschaft, in der man gemeinsam dem Schicksal trotzt, ist relativ neu.»

Das heisst, Solidarität braucht ein ganz spezifisches «Gegenüber»?

Ja, für manche Menschen schon. Es gibt jene, die den Kreis der Solidarität möglichst eng ziehen wollen, auf ihre Nation, ihre Glaubensgemeinschaft, ihre Familie beschränkt. Und es gibt jene, die den Kreis der Solidarität immer mehr ausweiten wollen – in Letzterem findet der Fortschritt der Menschheit ihren Ausdruck.

Die Diskussionen um die Kostenentwicklung in der Sozialhilfe oder Missbrauch nimmt in der reichen Schweiz einen hohen Stellenwert ein. Warum?

In der politischen Diskussion werden Ängste bewirtschaftet. Die Philosophie unterscheidet zwischen Angst und Furcht. Die Angst ist immer diffus und nicht zielgerichtet. Angst hat im politischen Diskurs deshalb eigentlich nichts zu suchen. Die Furcht ist konkret. Gerade in einem Land mit direkter Demokratie wäre es die Aufgabe eines jeden von uns, die Angst in konkrete Furcht umzuformulieren, sie zu konkretisieren und zu überprüfen, ob die Furcht wirklich begründet ist. Ja, das ist anstrengend und deshalb können die Ängste von den rechten Parteien bewirtschaftet werden. In meinem Essai «das Geisterhaus» habe ich dieses Phänomen mal so beschrieben: Ein Kind fürchtet sich eines Nachts davor, dass unter seinem Bett ein Gespenst ist, die Eltern sagen zu ihm, vielleicht sind es ja sogar zwei oder drei, komm zu uns ins Bett! Richtig wäre, das Kind an der Hand zu nehmen und mit ihm unter das Bett zu sehen, ob dort ein Gespenst ist. Gerade in einer globalisierten Welt sind viele Probleme komplex und schwer verständlich, dennoch kann man sie verstehen, wenn man sich anstrengt. Das kann man von den Bürgern eines demokratischen Staates verlangen.

Welche Rolle spielen Ihrer Meinung nach die sozialen Medien in der öffentlichen Debatte über sozialpolitische Fragen?

Es klingt vielleicht etwas altmodisch und kulturpessimistisch, aber mir scheint offensichtlich, dass die sozialen Medien den Diskurs verroht haben. Selbst in den Schweizer Zeitungsforen, wo nur publiziert wird, was irgendwie noch zu verantworten ist, ist der Ton heftig und das Niveau tief. Foren wie 4chan und Gruppen auf Telegram sind vollständig unmoderiert und bieten gleichzeitig Anonymität. Rechtsfreie Räume also, in denen alles gesagt werden darf, egal wie rassistisch, misogyn, hasserfüllt oder einfach nur unwahr es ist.

Sie leben seit mehr als 20 Jahren in München. Wie geht es Ihnen dort?

Es ist eine lebenswerte Stadt, vielleicht manchmal ein bisschen langweilig. Aber eine gute Basis. Ich bin viel auf Lesereise und München ist gut angebunden.

Warum sind Sie ausgewandert?

Mit 23 wollte ich weg von Bern, etwas Neues sehen. Ich bin dann erst mit einer Gruppe Freunden – alles deutsche Filmemacher – nach Köln. Und dann habe ich meine Frau kennengelernt – eine Münchnerin.

Sie haben sogar die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen. Warum?

Wenn man lange in einem Land lebt, soll man nach Möglichkeit die Staatsbürgerschaft annehmen, damit man wählen kann. Und ich fühle mich in Deutschland sehr zu Hause. Zudem hat der deutsche Pass den Vorteil, dass man damit auch EU-Bürger ist. Das ist mir wichtig.

Die EU hat in der Schweiz wenig Sympathie und ist nach wie vor vor allem eine Wirtschaftsgemeinschaft. Warum sind Sie gerne EU-Bürger?

Auf viele der heute wichtigen Fragen finden die einzelnen Nationalstaaten alleine keine Antworten. Dazu gehört die Klimaerwärmung ebenso wie die Steuergerechtigkeit, die Migrationsfrage, die Deregulierung von Finanzmärkten und viele wirtschaftspolitische Fragen, wie sie jetzt auch durch die Konzernverantwortungsinitiative zum Thema gemacht werden. Und dann hat es aber auch etwas mit der eben skizzierten Idee von Solidarität zu tun. Dass es Fortschritt bedeutet, den Kreis der Solidarität auszuweiten – auch wenn die EU, was die Solidarität angeht, noch viel Luft nach oben hat. ■

Das Gespräch führte
Ingrid Hess

JONAS LÜSCHER

Jonas Lüscher wuchs in Bern auf, wo er auch von 1994 bis 1998 das Evangelische Lehrerseminar Muristalden besuchte. Nach einigen Jahren als Dramaturg und Stoffentwickler in der Münchner Filmwirtschaft studierte er an der Hochschule für Philosophie München (2005 bis 2009). Sein Studium schloss er 2009 mit der Erlangung eines Magistergrades ab. Anschliessend folgten zwei Jahre als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut TTN (Technik-Theologie-Naturwissenschaften) an der Ludwig-Maximilians-Universität, gleichzeitig arbeitete er als Ethiklehrer an der Staatlichen Wirtschaftsschule München/Pasing.
2011 wechselte Lüscher an die ETH Zürich. Er schrieb dort an einer Dissertation über die Bedeutung von Narrationen für die Beschreibung sozialer Komplexität vor dem Hintergrund von Richard Rortys Neo-Pragmatismus. 2012/2013 verbrachte er mit einem Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds neun Monate als Visiting Researcher am Comparative Literature Department der Stanford University. Zum Jahresende 2014 verliess Lüscher die ETH, ohne seine Dissertation abzuschliessen. Lüscher lebt seit 2001 in München. Seine erste Novelle «Frühling der Barbaren» wurde 2013 für den Deutschen Buchpreis nominiert, ebenso für den Schweizer Buchpreis. Für seinen Roman «Kraft» wurde Lüscher 2017 der Schweizer Buchpreis verliehen. 2020 erschien «Ins Erzählen flüchten».

«Es klingt vielleicht etwas altmodisch und kulturpessimistisch, aber mir scheint offensichtlich, dass die sozialen Medien den Diskurs verroht haben.»